

deckte, im Tale Roncesvalles von den Mannen Marsilies, dem Vertrage mit Genelun gemäß, überfallen wird. Die Christen, im heißen Kampfe durch himmlischen Tau erfrischt, vollführen Wunder der Tapferkeit. Sie vernichten das Heer der Heiden und auch ein zweites und drittes wird aufgerieben. Mit dem vierten rückte Marsilie selbst heran. Da erst bläst Roland sein Horn Olivant (altfranz. elefant, von elephas, Elefant, Elfenbein), um Karl zur Rache herbeizurufen. Dreißig Meilen weit dringt des Hornes Schall und erschreckt den Kaiser Karl. Unterdessen aber wird die Zahl der Franken immer kleiner. Roland haut dem König Marsilie den rechten Arm ab. Unzählige Heiden bedecken die Walslatt; aber neue rücken an unter Führung des Mohrenkönigs Algarich. Dieser verwundet Olivier, der ihn dafür mit seinem Schwerte Atteclere tötet, dann aber stirbt. Als auch Fürst Walther und Turpin gefallen sind, bläst Roland nochmals den Olivant, worauf Karl seine Krieger zur Eile antreibt. Roland, zu Tode ermattet, setzt sich unter einen Baum, tötet mit seinem Horn einen Heiden, der ihm das Schwert Durendart (altfranz. durandal von durare hart werden, dauern) rauben will, und versucht dann, es an einem Felsblock zu zerschlagen. Es zertrümmert zwar den Felsen, bleibt jedoch selbst unverfehrt. Da hält Roland seinen Ritterhandschuh gegen den Himmel empor: der Engel Gabriel empfängt ihn aus seiner Hand. Roland aber sinkt, als Sieger dem Feindeslande das Angesicht zuehrend und das getreue Schwert zur Seite, in Kreuzesform zu Boden und stirbt mit dem Gebete auf den Lippen, daß Karls Feinde alle seinem Schwerte erliegen mögen. Zu spät kommt dieser auf das Schlachtfeld. Namenlos ist sein Jammer, er weint Blut, von dem der Stein, auf dem er saß, heute noch naß ist, fürchterlich ist die Rache, die er an den Heiden nimmt. Saragossa kommt in seine Gewalt. Genelun aber wird durch ein Gottesurteil schuldig befunden, an Händen und Füßen an die Schweife wilder Pferde gebunden und in Stücke zerrissen.

### 3. Spielmannsdichtungen.

Die Dichter des Alexanderliedes wie auch der des Rolandsliedes und andere des geistlichen Standes entlehnten die wirksamsten Mittel der Darstellung der Spielmannspoesie. Die Spielleute oder Fahrenden waren, wie oben gezeigt wurde, mit Ausnahme einiger lateinisch dichtender Geistlichen die einzigen Hüter und Pfleger der Heldensage vom zehnten bis zum zwölften Jahrhundert. Von dem Inhalte solcher Heldenlieder, die nach dem Hildebrandsliede entstanden, ist uns nichts erhalten, da sie sich wahrscheinlich nur auf dem Wege der mündlichen Überlieferung fortpflanzten. Daß aber solche gesagt und gesungen wurden, bezeugen gelegentliche Bemerkungen in Chroniken, ferner Hinweise bei deutschen Dichtern und mittelbar auch die Äppigkeit, in der die epische Dichtung im zwölften und dreizehnten Jahrhundert empor schoß, was ohne ihre stete Pflege nicht möglich gewesen wäre. Die Spielleute besangen auch die zeitgeschichtlichen Ereignisse und besorgten nach Art unserer Zeitungen deren Verbreitung, wobei sie es nicht an allerlei erfundenen Zutaten fehlen ließen. Solche historische Lieder wurden mündlich fortgepflanzt und nicht selten zu Duellen neuer Sagen. Oft auch wurden in geschichtliche Stoffe Züge alter Sagen verwoben oder Ereignisse aus der Zeit des Dichters in ein sagenhaftes Gewand gehüllt. Daraus erklärt sich, daß wir in den volkstümlichen Epen des dreizehnten Jahrhunderts, die auf der umgestalteten Sage beruhen, zuweilen Ereignisse des zehnten und zwölften Jahrhunderts sich widerspiegeln sehen. Noch freier konnte die Phantasie der Spielleute mit dem Novellenschatze verfahren, der ihnen aus Frankreich zukam; das weiteste Feld aber eröffnete sich ihrer Erfindungskunst, als sich zur Zeit der Kreuzzüge die morgenländische Wunderwelt erschloß.

Aus diesen verschiedenartigen Elementen setzen sich die Spielmannsdichtungen zusammen. Einheimische Sagenstoffe und geschichtliche Ereignisse, morgenländische und byzantinische Verhältnisse, legendenhafte Züge und freie Erfindungen werden von dem Dichter zu einem möglichst bunten und spannenden Inhalte verbunden. Je mannigfaltiger das Gebotene war, desto mehr konnte der Sänger hoffen, seine Hörer zu befriedigen. Davan hinderte nicht, daß dieselben Motive, oft auch die Wendung und Ausdrucksweise in den einzelnen Dichtungen sich wiederholten und formelhaft wurden. Den Kern bildete in der Regel das alte, schon in der Merowingerzeit von den Spiel-leuten verwertete Motiv der Brautwerbung.

Ein mächtiger König will heiraten. Man nennt ihm eine schöne, seiner würdige Braut, die aber über dem Meere wohnt und von ihrem Vater streng gehütet wird. Voten, die dorthin abgeschickt werden, erfahren Hohn und Spott oder erleiden gar noch anderes Ungemach. Der König macht sich nun selbst auf die gefährvolle Fahrt. List und Gewalt setzen ihn in den Besitz der Braut. Seiner Macht gelingt es, die Entführte fortan gegen Räuber zu behaupten.

In dem Liede von Hettel und Hilde spielt sich dies noch, der alten Sage gemäß, in Europa ab. Im Zeitalter der Kreuzzüge aber wird der Schauplatz nach Byzanz oder in das Land der Sarazenen verlegt. Die Fahrt dorthin bietet dem Dichter reiche Gelegenheit, dem Zeitgeschmacke entsprechend, möglichst viele Abenteuer in die Dichtung zu verweben. Da lesen wir von Verkleidungen, Entführungen, von Riesen, märchenhaften Reden und wilden Tieren, dann wieder von Wunderwerken, z. B. singenden Vögeln und Automaten, ganz wie sie in Byzanz wirklich vorkamen. Dazu kommen noch die verschiedenen Abenteuer, die auf der Fahrt bestanden wurden und durch ihren phantastischen Charakter geeignet waren, die Aufmerksamkeit der Leser zu fesseln. Diese aber gehörten zunächst den breiten Volksschichten an; die adeligen Kreise fanden mehr Gefallen an der französischen Übersetzungsliteratur und erst allmählich, als die Ritter selbst in die Reihen der Sängler traten, erschlossen sich den Fahrenden auch die Höfe der Adelligen.

Durch die verschiedenen Zutaten und durch die Verbindung einheimischer und fremder Stoffe wuchsen die Dichtungen der Spielleute weit über den Rahmen des epischen Volksliedes hinaus, das sie bisher gepflegt hatten. Es kam ihnen daher sehr zu statten, daß einige unter ihnen die Kunst des Schreibens von den Geistlichen gelernt hatten. So wurden seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts die Dichtungen der Fahrenden gleich denen der Geistlichen niedergeschrieben und nicht mehr frei vorgetragen, sondern vorgelesen. Als das älteste literarische Erzeugnis dieser Art gilt der König Rother, der um 1140 in Bayern entstand. Sein Dichter war ein Spielmann. Als solchen verrät ihn schon der Stil und die Ausdrucksweise, der formelhafte Gebrauch bestimmter, oft ungeheurer Zahlen, von denen er besonders die runden des dekadischen und duodekadischen Systems liebt, ferner der Gebrauch volkstümlicher Wörter, stehender Beiwörter und Wendungen, die wiederholten Aufforderungen zur Aufmerksamkeit und anderes mehr. Wo es angeht, hebt der Dichter die Wichtigkeit des Spielmanns für die hohen Herren bei Festlichkeiten und Sendungen hervor. So z. B. tritt ein Spielmann vor König Konstantin als Berichterstatter über den Verlauf eines Wettkampfes; ein anderer weiß durch List demselben König die entführte Tochter zurückzubringen. Die Erzählung schreitet in raschem Tempo fort, die Darstellung ist oft derb und zu Übertreibungen geneigt. So z. B. wenn von den Riesen, die im Gefolge Rothers sind, Aprian einen zahmen Löwen Konstantins, der aus einer Schüssel fressen will, an die Wand schleudert, der schreckliche Witold von den eigenen Leuten in Ketten mitgeführt werden muß, weil er sonst alles erschlagen hätte, was ihm in den Weg kam, Grimme hundert von denen, die dem Heere des babylonischen Königs Omolt folgen, mit Ruten streichen läßt. Manche Züge der Darstellung, insbesondere die Menge epischer Formeln weisen auf jene Form der Spielmannsdichtung hin, die sich am Rhein eigenartig und üppig entwickelt hat. Auch die Erwähnung des dort verehrten heiligen Ägid und der heiligen Gertrud von Nivelles deuten nach Mittelfranken, und hier dürfte wohl des Dichters Heimat gewesen sein. Als Fahrender kam er nach Bayern und säumte nicht, dieses Land und seine Aristokratie in seinem Rother zu verherrlichen. Er gehörte aber nicht zu den Spielleuten der niedersten Klasse, sondern ragte durch Gelehrsamkeit über seine Standesgenossen hinaus. Im Vergleiche zu anderen von ihnen ist er maßvoll in der Erzählung von Abenteuern, und auch religiöse Züge sind, falls sie nicht erst später hinzugefügt wurden, in die Dichtung verwoben. Rother und seine Gemahlin gehen am Abend ihres Lebens ins Kloster.

Der die Haupthandlung im „König Rother“ bildende Stoff ist alt und uns in seiner erreichbar ältesten Gestalt in der Thidreksfaga überliefert. Der verbende König heißt in dieser Osantrix, der Vater der umworbenen Braut Melias, diese selbst Oda. Unabhängig von dieser niederdeutschen Fassung ist die süddeutsche, obschon sie mit jener in den Hauptpunkten übereinstimmt. Beide Bearbeitungen weisen auf ein altes episches Lied als gemeinsame Quelle zurück, das wahrscheinlich nur auf Erfindung beruhte und die Brautwerbung eines Königs Oserich zum Inhalte hatte. In dem Spielmannsgedichte wirbt König Rother, der in Bari am Westmeer residiert, um die schöne Tochter Konstantins, Königs von Byzanz. Der Name Rother wurde verschieden gedeutet und unter anderem auch mit dem langobardischen König Rothari (614—650) in Verbindung gebracht, auf den die von Paulus Diaconus erzählte Brautwerbung des Authari um die bayerische Prinzessin Theodolinde übertragen wurde. Die bedeutendste Umgestaltung des Stoffes bestand in der teilweisen Verlegung des Schauplatzes nach Byzanz. Dabei mögen Erinnerungen an die

Verbindung der Ottonen mit Byzanz mitgewirkt haben; unzweifelhaft aber geschah die Änderung unter dem Einflusse der Kreuzzüge, durch die das Interesse des Abendlandes für den Orient geweckt wurde, und es ist möglich, daß Einzelheiten aus dem Zuge des bayerischen Herzogs Welf (1101) in die Dichtung Aufnahme fanden, von dem ähnliche Dinge erzählt wurden, wie sie im Rother vorkommen. König Konstantins Charakter wurde mit Zügen des Kaisers Alexius Komnenus ausgestattet. Wenn zum Schlusse der Dichtung Rother zum Vater Pippins und Großvater Karls des Großen gemacht wird, so ist dies des Dichters eigene Erfindung und mag vielleicht mit dem Interesse für die Karlsagen, das in Deutschland durch das Rolandslied wieder geweckt wurde, zusammenhängen.

Eine sittliche Vertiefung erhielt die Dichtung vom Rother durch die Hereinbeziehung einer alten nationalen Sage, in der die deutsche Treue verherrlicht wird. Dadurch werden die verschiedenen Abenteuer in den Dienst dieser Idee gestellt und das Gedicht selbst zu einem Preisliede auf die genannte Kardinaltugend der deutschen Helden. Rother wird zum Ideal eines vasallen-treuen Königs, seine Mannen aber zu dem der Königstreue. Rother's Boten an den Hof zu Byzanz, mit Herzog Berchtar von Meran an der Spitze, stammen aus dem Geschlechte des Berchtung von Meran, jenes greisen Helden in der Wolsdietrichsage, der wegen seiner Königstreue mehrere Söhne durch den Tod verloren und mit den anderen selbst schmachliche Gefangenschaft hatte erdulden müssen, bis es dem treuen König nach langem Suchen und vielen Opfern endlich gelang, sie zu befreien. In ähnlicher Weise wird Rother, der die Seinigen aus der Gefangenschaft befreite, durch diese in der Stunde höchster Gefahr von dem Tode errettet.

Vergeblich auf die Wiederkehr seiner Boten wartend, zieht König Rother selbst, begleitet von dem greisen Berchtar, mit einem großen Heere nach Byzanz und bietet unter dem Namen Dieterich dem König Konstantin seine Dienste an. Sie werden angenommen und bald gewinnt Dieterich durch seine Freigebigkeit die Liebe aller. Auch die streng behütete Königstochter will ihn sehen und läßt ihn zu sich bitten. Er aber erscheint nicht, sondern schickt ihr einen goldenen und einen silbernen Schuh, die aber beide nur auf den linken Fuß passen. Erst auf die zweite Aufforderung erscheint er in der Kemenate der Prinzessin mit dem rechten Schuh und steckt ihr ihn an den Fuß, den sie auf sein Knie gesetzt hat. Dabei entlockt er ihr das Geständnis, daß sie ihm hold sei, aber doch keinen zum Mann haben wolle als Rother, der um sie geworben habe. Da gibt sich dieser zu erkennen. Erschreckt und voll Scham zieht die Prinzessin den Fuß zurück und erklärt, ihm gerne folgen zu wollen, wenn sie ihm trauen dürfe. Da gedenkt Dieterich-Rother sofort seiner Mannen und erwidert ihr, seine im Kerker schmachtenden Genossen könnten die Wahrheit seiner Worte bestätigen, und bittet um deren Befreiung für einige Tage. Doch erst auf die Drohung, als Pilgerin in die Welt ziehen zu wollen, gewährt Konstantin der Tochter die Bitte. Man öffnet die Thüre und die Unglücklichen kommen heraus, geblendet von dem ungewohnten Tageslichte, bleich, von Hunger entsetzt und nur zur Not in armselige Lumpen gehüllt. Berchtar ringt, als sie an ihm und Rother vorüberziehen, vor Schmerz die Hände und kämpft nur mit Mühe die Tränen nieder. Erwin, einer seiner Söhne, merkt es, und teilt Lupolt seine Ahnung mit: „Hast du den greisen Mann bemerkt mit dem schönen Bart? Fürwahr, ich meine, daß es unser Vater sei.“ Da lachten sie vor Freud und Leid. Als sie aber dann beim Mahle sitzen, da spielt Rother, hinter der Teppichwand verborgen, auf der Harfe den Leich, den er mit ihnen beim Abschiede als Erkennungszeichen verabredet hatte.

Wie schiere ein leich dar úz klanc!  
swilich ir begunde trinkin,  
deme begundiz nidir sinkin,  
daz er iz úffe dem tisc gót;  
swilich ir abir sneit daz brót,  
deme intfiel daz meeses durch nót.  
sie wurdin von tröste witzelös.  
wie manich sin trären virlös!

Wie bald ein Leich von dort erklang!  
Jedem, der trinken wollte,  
entglitt der Becher,  
sodas er den Trank auf den Tisch hingofs.  
Wenn einer Brot schneiden wollte,  
so entfiel ihm vor innerer Bewegung das Messer.  
Vor freudiger Hoffnung kamen sie außer sich.  
Jeder vergaß sein trauriges Los.

Als der zweite Leich erklingt, springt Lupolt über den Tisch und zieht den Vorhang weg; sie erkennen den Harfner, umarmen und küssen den treuen König. Die Königstochter erkennt nun, daß dies wirklich Rother, ihr Gemahl, sei.

Als dann Dieterich den König Konstantin in einem Kampfe gegen Amelot von Babylon unterstützt und einen glänzenden Sieg über die Heiden erringt, wird er als Überbringer der Freudenbotschaft an die Königin gesandt. Er aber meldet, ihr Gemahl sei geschlagen und für sie und die Tochter liege das Heil in der Flucht übers Meer. Sofort eilen die Frauen an das Gestade und erfahren erst spät, daß sie über das Meer entführt werden.

Damit konnte nun eigentlich das Gedicht schließen, wie es in einer niederdeutschen Fassung der Sage wirklich geschieht. Doch war es in der Spielmannspoesie üblich, den abgelaufenen Faden

der Erzählung nochmals aufzugreifen und einen neuen anzuspinnen, lediglich um den Umfang des Gedichtes zu einem Leseepos zu erweitern. In unserem Gedichte indes mag den Verfasser die Absicht geleitet haben, sich dem getreuen König dankbar erzeigen zu können.

Ein Spielmann bietet dem erzürnten Konstantin seine Dienste an und es gelingt ihm, als Kaufmann verkleidet, während der Abwesenheit Kothers dessen Gemahlin auf das Schiff zu locken und nach Byzanz zu bringen. Nun aber zieht Kother mit 30000 Mann dorthin und kommt eben an, als seine Gemahlin mit Basilistum, einem Sohne Imelots, vermählt werden sollte. Er heißt seine Mannen in einem Walde sich verbergen, geht als Pilger verkleidet in den Palast und steckt seiner Frau ein Klinglein zu, an dem sie ihn erkennt. Durch ihre Freude aber erregt sie Verdacht. Kother gibt sich zu erkennen und bittet sich, zum Tode verurteilt, die Gnade aus, vor dem Walde getötet zu werden, in dem er seine Mannen verlegt hatte. An der Richtstätte bläst er in Lupolts Horn, das er in seinem Wamse bei sich trägt. Auf dieses Zeichen kommen seine Leute aus dem Walde und richten ein furchtbares Blutbad an. Konstantin demütigt sich vor Kother und dieser führt seine Gemahlin wieder heim. Sie schenkt ihm einen Sohn, namens Pippin, den Vater Karls des Großen.

Beziehungen zwischen den ripuarischen Franken und Bayern, die wir im „Kother“ und sonst beobachteten, finden wir auch in dem Gedichte vom Herzog Ernst, das am Hofe Heinrichs des Löwen um 1175 von einem rheinischen Spielmann verfaßt wurde und noch vor 1186 in Bayern verbreitet war. In diesem Jahre starb nämlich Abt Ruprecht von Tegernsee, von dem sich Graf Berthold von Andechs in einem Briefe ein Exemplar des deutschen Gedichtes vom Herzog Ernst zur Abschrift erbat. Es dürfte wohl dasselbe gewesen sein, von dem einige Bruchstücke in mittelfränkischer Mundart auf uns gekommen sind. Vollständig überliefern uns den Sagenstoff zwei hochdeutsche Umarbeitungen der alten Dichtung, von denen die eine in Bayern entstand und noch dem zwölften Jahrhundert angehört, die andere bedeutend später, aber noch vor 1287, im bayerischen Franken geschrieben wurde. Diese hat allenthalben den Stil Wolframs von Eschenbach nachgeahmt und ist noch mehr als die ältere Bearbeitung dem Geschmacke der höfischen Kreise angepaßt. Für solche scheint das Gedicht übrigens schon von Anfang an berechnet gewesen zu sein. Darum wohl bediente sich der Dichter nicht des eigenartigen, grellen und an epischen Formeln reichen Stiles der Spielleute, und aus demselben Grunde verzichtete er auf die in den Spielmannsdichtungen übliche Brautwerbung. Wenn es dennoch zu ihnen gezählt zu werden pflegt, so geschieht es nur mit Rücksicht auf den Inhalt seines zweiten Teiles.

Das Gedicht vom Herzog Ernst zerfällt deutlich in zwei Teile, die durch einen Anknüpfungspunkt des Dichters verbunden wurden. Der erste Teil beruht auf einer geschichtlichen Sage, in der Züge von Personen und Ereignissen aus älterer und jüngerer Zeit zu dem in sich einheitlichen Ganzen verschmolzen sind, wie es in der Dichtung vorliegt. Schon in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts dürfte diese Ausgestaltung der Sage durch Vermischung zeitlicher und örtlicher Unterschiede vollendet und die Fügung ihrer Elemente eine feste gewesen sein, so daß es unmöglich ist, im einzelnen die historischen Grundlagen nachzuweisen. Gewiß ist, daß in der Person des Helden die ähnlichen Schicksale zweier Herzöge von Schwaben vermischt sind, die gegen ihre Väter sich empörten. Der eine dieser aufrührerischen Söhne war Rudolf von Schwaben, der gegen Otto den Großen sich erhob, der andere Ernst II. von Schwaben, der mit Konrad II. durch fünf Jahre (1025—1030) im Kampfe lag. Beide wurden in ihren Kämpfen von einem Freunde unterstützt, Rudolf vom Herzog Konrad von Lothringen, Ernst II. von dem Grafen Wernher (in der Sage „Wehel“) von Riburg. Die Ähnlichkeit ward noch vermehrt durch das Stiefverhältnis, in dem Rudolf zu Adelheid, Ernst zu Konrad II. stand, und durch die Beliebtheit, deren sich beide Herzöge beim Volke erfreuten und worauf sich überhaupt die ganze Sagenbildung gründet. An die Stelle Ludolfs trat Ernst II., von dem die Geschichte meldet, daß er mit Wernher von Riburg, auf dessen Freundschaft er selbst um den Preis seines Herzogtums nicht verzichten wollte, im Kampfe mit dem Grafen Mangold erschlagen worden sei. Die Sage macht ihn zu einem Herzog von Bayern, wozu Erinnerungen an Ernst I. von Bayern beigetragen haben mögen, der, wegen Untreue seiner Lehnen, 865 starb. Alle diese Ereignisse sind wohl früher von Sängern in historischen Liedern besungen worden, ehe sie zu der Ernst Sage vereinigt wurden.

Der Held der Dichtung, ein Sohn Adelheids und Stiefsohn Kaiser Ottos I. und dessen Berater, wird von seinem Verwandten Heinrich, dem Pfalzgrafen bei Rhein, aus Haß und Neid verleumdet. Die Verdächtigungen finden Glauben und Heinrich wird beauftragt, in das Land des Herzogs Ernst einzufallen. Viel Blut wird beiderseits vergossen. Da die Boyen, die beim Kaiser vermitteln sollten, abgewiesen werden, geht Ernst mit seinem Freunde Wehel nach Speyer, wo der Kaiser eben Hof hält, und erschlägt den Pfalzgrafen. Darob geächtet und in seinem Lande von des Kaisers Heeresmacht sehr bedrängt, entschließt sich Ernst nach fünfjährigem Kampfe, mit Wehel und anderen Getreuen das Kreuz zu nehmen und in den Orient zu ziehen.

Mit der Kreuzfahrt lenkt das Ernstgedicht in die den damaligen Lesern erwünschte Richtung. Dem Dichter aber bot sich damit der willkommenen Anlaß, alles, was er an geographischen und

ethnographischen Kenntnissen sich erworben hatte, an den Mann zu bringen. Die Wunderdinge, die er erzählt, sind indes nicht seine Erfindung, sondern im Mittelalter allgemein verbreitete Anschauungen, die teils auf antiken, teils auf jüngeren Quellen beruhen.

Tausend Ritter schließen sich dem Herzog Ernst an. Sie ziehen durch Ungarn nach Griechenland und werden in Konstantinopel freundlich empfangen. Auf der weiteren Fahrt gehen fünf Schiffe durch Sturm zugrunde; das des Herzogs wird in das Land Grippia verchlagen, das Leute mit Kranichhalsen und Schnäbeln bewohnen. Dann kommen sie in das Lebermeer und zu dem Magnetberg, der alles Eisen aus den Schiffen zieht. Krankheit und Hunger rafften die Helden bis auf sieben dahin; nur durch eine List werden sechs von ihnen, darunter Ernst und Wegel, vor dem sicheren Tode gerettet. Sie lassen sich nämlich in Rindshäute einnähen und von Greifen in ihre Nester tragen. Von hier befreien sie sich mit ihren Waffen und fahren auf einem Floße durch den Karfunkelberg, aus dem Ernst den glänzendsten Stein bricht. Es ist der Waife, den später Konrad in des Reiches Krone fügte. Hierauf kommen sie in das Land Arimaspi, dessen Bewohner nur ein Auge, und zwar vorn auf der Stirne hatten und „Einferne“, lateinisch Cyclopes, genannt wurden. Sie treten in den Dienst des Königs dieses Landes und kämpfen für ihn siegreich mit den Plattfüßen. Dies waren Leute mit ungemein großen Füßen. Überraschte sie ein Regen, so legten sie sich auf den Boden und hoben einen Fuß in die Höhe, um sich so wie durch einen Schirm vor dem Regen zu schützen. Hierauf besiegte Ernst die Langohre. Diese hatten bis an die Füße herabhängende Ohren, so daß ihre Körper von ihnen ganz eingehüllt wurden und sie weiter keine Kleider brauchten. Ein Volk kleiner Leute, die Pygmäen, schützt Ernst vor den Kranichen, ihren Feinden. Nachdem der Herzog noch ein Heer von Riesen besiegt hat, fährt er nach sechsjährigem Aufenthalte in Arimaspi gegen Morland, um dessen christlichem König gegen die Heiden zu helfen. Endlich gelangt er über Babylon nach Jerusalem. Hier kämpft er im Verein mit den Tempelherren gegen die Heiden, um das heilige Grab zu schützen. Der Ruhm des Herzogs dringt bis in das Abendland, wo Aelheid inbrünstig um die Wiederkehr ihres Sohnes betet. Ein Jahr weilt der Herzog in Jerusalem; dann schiffet er sich in Aders ein und gelangt über Bari nach Rom, wo ihm große Ehren bereitet werden und die Wundermenschen, die er mit sich führt, großes Aufsehen erregen. In Wabenberg erfolgte dann die Versöhnung mit Otto, dem er den Waisen und einige seiner Wundermenschen schenkt.

Durch den abenteuerlichen zweiten Teil wurde das Ernstgedicht ähnlich wie der Robinson ein sehr beliebter Reiseroman und ist es bis in die neue Zeit geblieben. Vermittelt wurde ihr der Inhalt der Dichtung durch das im fünfzehnten Jahrhundert entstandene deutsche Volksbuch, das auf einer lateinischen Prosabearbeitung beruht, die im dreizehnten Jahrhundert nach der ältesten Form des Gedichtes verfaßt wurde, und durch das im vierzehnten Jahrhundert verfaßte strophische deutsche Spielmannslied. Der Inhalt ist in die Zeit Friedrich Barbarossas verlegt und auch sonst wurde manches geändert. Auch in lateinische Verse wurde die Ernstfage gekleidet, und zwar wahrscheinlich durch den Geistlichen Odo Bauvarus zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts.

Beda der Ehrwürdige (672—735) erzählt in seiner englischen Kirchengeschichte, daß König Oswald von Northumberland sich zum Christentum bekehrt, dann seine heidnischen Nachbarn bekriegt und sich mit der Tochter eines westsächsischen Königs vermählt habe, worauf auch dieser für das Christentum gewonnen worden sei. Oswald war von der Lehre Christi, für deren Verbreitung er sich unablässig bemühte, persönlich durchdrungen; er war demütig und vor allem mildtätig gegen die Armen. Vom Jahre 635 bis 642 herrschte er über die vier Stämme Englands und fiel im Kampfe gegen Penda, den Fürsten der heidnischen Mercier, am 5. August 642. Gott verherrlichte den Heiligen durch viele Wunder. Um diesen historisch=legendarischen Kern scheinen sich bald verschiedene sagenhafte Elemente angefügt zu haben und im neunten Jahrhundert dürfte mit der Sage vom König Oswald die von Hettels Werbung um Hilde verschmolzen worden sein. Das in beiden sich begegnende Motiv der gefährlichen Werbung eines Königs um die Tochter eines fremden Fürsten macht eine solche Verbindung zweier sonst ganz verschiedener Sagenkörper erklärlich. In dieser Umgestaltung kam die Oswaldsage durch schottische Mönche nach Deutschland, wo sie bald Gefallen und Verbreitung fand und durch Zusätze vermehrt wurde. Solche nahm dann auch Reginald in seine 1165 beendete Darstellung des Lebens Oswalds auf, die aber in den Hauptpunkten auf der Erzählung Bedas fußt. Und diese ist wohl auch die Achse für jenes Konglomerat von Sagen und sonstigen Zutaten geblieben, das den Inhalt der deutschen Gedichte vom König Oswald bildet, die gegen Ende des zwölften Jahrhunderts am Niederrhein unter dem Einflusse der Kreuzzüge entstanden sind und in gebundener und ungebundener Redeform in den folgenden Jahrhunderten umgebildet wurden. Nur solche Umarbeitungen aus dem fünfzehnten Jahrhundert vermitteln uns die Kenntnis der Oswaldsage, und zwar kann man aus den

zahlreichen Handschriften, die sie uns überliefern, drei Rezensionen erschließen, von denen zwei den ursprünglich rein geistlichen Charakter der Sage noch deutlich erkennen lassen, während die dritte auf einem Spielmannsgedicht beruht, das im zwölften Jahrhundert entstand und im dreizehnten umgearbeitet wurde.

König Oswald von Engelland, ein überaus mächtiger König, wird durch einen Engel belehrt, daß ihm eine überseeische heidnische Königstochter als Gemahlin bestimmt sei. Der Pilger Warmunt (Traugemunt, Dragoman), der 72 Länder durchwandert hat, den er um Rat fragt, sagt ihm, daß die schöne Baiing, die Tochter des Heidenkönigs Aron, die heimlich Christum verehere, gemeint sei. Auf seinen Rat läßt Oswald einen gezähmten Raben, der vieler Sprachen kundig ist, vergolden und mit einer goldenen Krone schmücken und als Boten fortfliegen. Aus dessen Gefieder löst nun Baiing Oswalds Werbebrief und Ring. Der Rabe fliegt über das Meer zurück und bringt Oswald freudige Botschaft. Dieser macht sich nun mit 72000 Mann auf 72 Kielen zur Heerfahrt auf, landet nach 12 Wochen und einem Jahre an seinem Ziele und weiß durch List in den Besitz der Königstochter zu kommen. Auf der Rückfahrt von Arons Mannen eingeholt, muß Oswald einen sommerlangen Tag mit den Heiden kämpfen. Diese werden getötet, erwachen aber wieder zum Leben, um abermals zu sterben, nachdem sie die Taufe empfangen haben. Oswald aber feiert in Engelland Hochzeit, läßt dabei alle Armen reich beschenken und stirbt mit seiner Gemahlin an dem ihm von Christus bezeichneten Tage im Kufe der Heiligkeit.

Das Spielmannsgedicht vom König Oswald war nicht, wie der „Rother“ und „Herzog Ernst“, für höhere Kreise berechnet, sondern sollte, wie die im folgenden besprochenen Gedichte, den niederen Schichten des Volkes zur Unterhaltung dienen. Im Dorfe, auf den Straßen und in den Stuben, in denen das Gesinde sich zu versammeln pflegte, suchten und fanden die Spielleute ihre Zuhörer und diese mochten wohl an ihnen ihre helle Freude gehabt haben. Es war ja in den Spielmannsdichtungen für reiche Abwechslung gesorgt: Ernstes und Komisches, Sagenhaftes und frei Erfundenes, Geistliches und Geschichtliches wurde in bunter Mischung geboten. Stets aber wußte der Spielmann die Spannung seiner Zuhörer lebendig zu erhalten; er bringt seinen Helden in die bedenklichsten Lagen und wendet sich dann, oft dieselben Verse wiederholend, fragend an sein Publikum, wie wohl der Arme daraus befreit werden könnte. Der Spielmann, um Übertreibungen nicht verlegen, weiß aber jedesmal Rat, und wenn schon menschliche Kraftanstrengung nichts mehr vermag, so läßt er Gott ein Wunder wirken. Dadurch aber zieht er nicht selten den Wunderglauben in das Gebiet seiner oft derben Komik.

Volksfängern dieser Art diente die Kunst als Erwerbquelle; gehörten sie ja doch der niederen Klasse der Fahrenden an, die stets von der Sorge um das liebe tägliche Brot gequält wurden. Und sie machen aus ihren Wünschen kein Hehl. Sie verlangen, vom Vorlesen ihrer Dichtungen ermüdet, einen Trunk zur Stärkung und zeigen, so oft es nur angeht, wie man sie belohnen solle. Wo immer sie einen ihres Standes als Boten, Pilger, Bettler oder Spielmann oder in einer anderen Rolle in einem Gedichte auftreten lassen, erzählen sie von dem reichen Lohne, der ihm zuteil ward. Da wissen sie zu berichten von rotem Golde, von Kleidern, vor allem aber von gutem Wein, ausgesuchten Speisen, von Wildbret, Fischen, Hühnern und Semmeln und anderem mehr, womit ihre Standesgenossen in Hülle und Fülle beschenkt worden seien. Hunger tut weh. Der Rabe, der im „König Oswald“ den Spielmann mit seiner Begehrlichkeit und Schalkhaftigkeit vertritt, will den Meerweibern nicht eher zur Kurzweil dienen, bevor sie ihn nicht mit Speise und Trank bewirtet hätten, und auch der Königstochter teilt er seine Botschaft erst mit, nachdem sie ihn gut gefüttert hat. Mit der Vorstellung bei König Aron wartet er, bis dieser gespeist hat, denn er hofft, ihn dann in besserer Laune zu treffen. Wehe aber jenen, die den Spielteuten die Gaben verkürzen wollen! Dem Raben muß Oswald versprechen, daß er nach seiner Rückkehr noch und Kellermeister hängen lasse, weil sie ihn nicht Speise und Trank verabreicht hätten. 12 Stüd Fleisch, 12 Stüd Brot und 12 Goldpfennige und noch mehr hat der bettelnde Pilger von Oswald empfangen. Da er damit noch nicht zufrieden ist, wollen die Diener den Unverschämten töten; damit aber kommen sie bei Oswald übel an. Eine strenge Züchtigung, die der Dichter mit vielem Behagen und anschaulich schildert, belehrt sie, wie man gegen Notleidende zu verfahren habe. Ein solcher war gewiß auch der Fahrende selbst, dem wir das Spielmannsgedicht vom König Oswald verdanken. Als solcher verrät ihn auch die grelle, flott dahinfliehende Erzählung, die im metrische Gesetze sich wenig kümmert, Langzeilen neben Kurzzeilen anwendet und auch noch von dem alten Formelschatz und den Alliterationen reichlich Gebrauch macht.

Zu den Motiven und in der Art der Darstellung dem „Oswald“ verwandt, durch den Inhalt aber von ihm verschieden, ist das Gedicht vom König Drendel oder vom Graurock. Seine Grundlage hat man in neuerer Zeit in geistreicher Weise auf literarische Traditionen legendarischen und ausländischen Ursprunges zurückzuführen gesucht; wahrscheinlicher aber klingt die ältere Ansicht, daß es auf einer alten Heldenjage beruht, die von Drendels Seefahrt und Abenteuern im Niesenlande erzählte und selbst wieder auf einen Naturmythus zurückging. An

diese alte vollstümliche Sage wurden verschiedene Zutaten angegliedert, die teils in den Kreuzzügen wurzeln, teils auf romanhafte und legendarische Überlieferungen zurückzuführen sind, aus denen der deutsche Dichter entweder unmittelbar oder durch französische Vermittlung schöpfte. So z. B. läßt sich in den Abenteuern, die Drendel auf seiner Meerfahrt zu bestehen hat, deutlich der Einfluß des Apolloniusromans erkennen, der für die mittelalterliche Erzählliteratur überhaupt eine ergiebige Quelle bildete; ihren geistlichen Charakter aber erhielt die alte Sage besonders durch ihre Verbindung mit der Legende vom heiligen Rock in Trier. Das Gewirre der vielen Fäden, die ineinander verflochten wurden, bloßzulegen, ist um so schwieriger, da uns die Drendeldichtung nicht in ihrer ursprünglichen, sondern nur in einer stark veränderten und mit vielen Zusätzen vermehrten Fassung vorliegt. Diese ist uns erhalten in einer Handschrift vom Jahre 1477 und in einem Augsburger Drucke vom Jahre 1512, aus dem noch in demselben Jahre unter Kaiser Maximilian anlässlich der Wiederauffindung des heiligen Rockes in Trier eine Auflösung in Prosa floß. Die Zeit, in der das älteste deutsche Drendelgedicht abgefaßt wurde, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Wahrscheinlich ist es, wie die Verwandtschaft mit den anderen Spielmannsdichtungen nahe legt, am Ende des zwölften Jahrhunderts, und zwar in der Gegend von Trier, wo der Dichter besonders gut Bescheid weiß, entstanden. Trotz aller Zutaten bleibt die altgermanische Sage, die uns in der jüngeren Edda überliefert ist, noch überall durch.

In der Einleitung wird die Vorgeschichte des grauen Rockes erzählt. Die heilige Jungfrau Maria hat ihn gesponnen, die heilige Helena gewebt. Er war von grauer Farbe, ohne Naht und unzerreißbar. Der Heiland hat darin 40 Tage gefasst und ihn auch während seines Leidens getragen. Nach seinem Tode erhält ihn von Herodes ein Jude, der ihn, da er die „rosenfarbenen“ Blutspuren nicht auswaschen kann, in einem steinernen Sarge in das Meer verwerfen muß. Ein Siren aber treibt ihn an das Ufer, wo er tief im Sande begraben blieb, bis ihn der Pilger Tragemund auffindet. Weil er aber an den unverfügbaren Blutstücken den heiligen Rock erkennt, wirft er ihn wieder in das Meer, worauf ihn ein Walfisch verschlingt und acht Jahre in seinem Magen behält.

Nun setzt die Dichtung von Drendel ein. Er war der Sohn des Königs Dugel von Trier und will auf des Vaters Rat um Bride (Brigida) freien, die jenseits des Meeres wohnt und über das heilige Grab und viele Heiden gebietet. Er macht sich mit 9000 Rittern auf 72 Kielen auf die Fahrt, erleidet aber in der Nähe von Jerusalem Schiffbruch und wird nackt an den Strand geworfen. Von dem Fischer Ise als Knecht aufgenommen, findet er bei der Zerteilung eines Walfisches den grauen Rock und bringt ihn um 30 Goldpfennige, die ihm die heilige Jungfrau gibt, in seinen Besitz. Mit ihm bekleidet und durch ihn unverwundbar gemacht, kommt er, von jetzt an der Graurock genannt, nach Jerusalem, wo eben vor Bride von den Tempelherren ein Turnier abgehalten wird. Von dem Heidenkönige Merzian mit Roß und Waffen ausgestattet, nimmt Drendel daran teil, wirft alle Gegner aus dem Sattel und streckt auch den Riesen Metwin in den Sand und überläßt ihn der varnden diet (dem fahrenden Volk) zur Plünderung, die ihn des Reichthums beraubt und sich's dann beim Wein gut geschehen läßt. Bride erkärt nun den Graurock als ihren Gemahl und bestimmt ihn zum König von Jerusalem. Er muß noch allerlei Kämpfe mit Riesen und Heiden bestehen, kommt ein paarmal in Lebensgefahr, wird aber immer wunderbar gerettet und folgt dem Rufe eines Engels nach Trier, wo sein Vater von Heiden arg bedrängt wird. Diese lassen sich ohne Kampf taufen. Drendel aber zieht wieder nach Jerusalem, da das heilige Grab in Gefahr ist. Den heiligen Rock läßt er in Trier, wo er, in einem steinernen Sarg eingeschlossen, den Priestern zur Bewachung übergeben wird. Nach Besiegung der Heinde hält Drendel Hochzeit mit Bride und führt mit ihr ein Leben der Entsagung. An dem von einem Engel bezeichneten Tage werden ihre Seelen in den Himmel geführt.

Die reinste Form der niederen Spielmannspoesie und der klassische Vertreter ihrer Eigenart ist das Gedicht von Salman und Morolf. Die ihm zugrunde liegende Sage ist uralt und zuerst bei den semitischen Völkern, und zwar im Anschluß an die Bibel, entwickelt worden. Die Weisheit Salomons, die in Sprüchen sich kundgab, sein Abfall von Gott, seine Beziehungen zu den heidnischen Weibern, unter denen auch eine Tochter Pharaos genannt wird, die Streitigkeiten mit seinem Bruder, der ihn vom Throne stürzen wollte, dann aber getötet wurde, boten der Sage genug Anhaltspunkte.

Daher erscheint Salomon schon in den kabbalistischen und talmudischen Schriften der Juden als ein Zauberer, der mittelst eines Ringes über die Geisterwelt gebot, an dem Dämonenfürsten Aschmedai aber einen gewaltigen Gegner fand, der ihm den Thron und die Weiber entriß und behielt, bis er überwältigt und getötet wurde. Bald entstand auch eine griechisch-byzantinische Fassung dieser Sage, die durch bulgarisch-serbische Vermittlung sich nach Rußland verbreitete und durch lateinische Übersetzungen und Umarbeitungen auch zu den anderen Völkern Europas kam, bei denen sich ihre Spuren vom Norden bis nach Portugal nachweisen lassen. In Deutschland, wo sie zuerst von Rother III. erwähnt wird, haben sich mit ihr auch andere Motive, so z. B. aus der Rotherfage, verbunden. Auf diesem Sagenensemble baute sich zur Zeit der

Kreuzzüge gegen Ende des zwölften Jahrhunderts im südlichen Rheinfranken das deutsche Spielmannsgedicht auf. Leider ist es uns im Original nicht erhalten; die Handschriften und der Druck, die uns seinen Inhalt vermitteln, stammen aus dem fünfzehnten Jahrhundert und bieten das Gedicht durch allerlei Zutaten vermehrt, so daß es unmöglich ist, die ursprüngliche Fassung herauszuschälen. Die Sage von Salman und Morolf erfreute sich bis in die Neuzeit großer Beliebtheit und wurde von Hans Holz (1450) und Hans Sachs dramatisiert.

Der heidnische König Fore zu Wendelsee zieht mit einem Heere von 40000 Mann gegen Jerusalem, um dem christlichen Könige Salman dessen wunderschöne Frau Salme zu entführen, unterliegt aber im Kampfe und wird gefangen. Gegen Morolfs, des Bruders Salmans, Rat wird er der Königin zur Obhut überlassen. Durch einen Zauberring entbrennt diese in Liebe zu Fore und läßt ihn entkommen. Nach Verabredung kommt nach einem halben Jahre ein Spielmann, der durch eine Zauberwurzel die Königin betäubt, so daß sie wie tot hinsinkt. Sie wird in einen goldenen Sarg gelegt, von dem Spielmann aber daraus befreit und zu König Fore gebracht. Salman, darüber erbittert, bittet Morolf, ihm seine Frau wieder zu gewinnen. Um sich unkenntlich zu machen, tötet dieser einen Juden, zieht ihm die Haut ab, hüllt sich in dieselbe und



Miniatur zu dem Spielmannsgedichte „Salman und Morolf“, darstellend Salome und Morolf am Schachbrette.

Stuttgarter Handschrift B. 309 b aus dem 14. Jahrhundert.

geht auf Kundschaft aus. Nach siebenjähriger Wanderung kommt er in das Reich am Wendelsee, gelangt, als Pilger verkleidet, in die Burg und spielt mit Salme Schach, wobei er sie durch eine Nachtigallenstimme erfreut, die er aus einem Ringe ertönen läßt. Doch wird er erkannt und mit dem Tode bedroht. Er aber schläfert durch einen Zauberrunk die Wächter ein und entkommt auf das Meer. Von den Verfolgern zurückgebracht, weiß er durch Erzählung von Abenteuern die Wächter zu bewegen, seine Bande zu lösen, und schläfert sie wieder ein. Hierauf geht er als Kaufmann verkleidet in die Burg, meldet Morolfs Gefangenahme, verfenkt König und Königin in Schlaf und entflieht, nachdem er noch an den Schlafenden allerlei Schabernad verübt hat. Wieder verfolgt, taucht er in die Tiefe des Meeres, wo er, durch ein Rohr atmend, 14 Tage verbleibt; dann geht er nach Jerusalem. Auf seinen Vorschlag unternimmt Salman eine Heerfahrt nach Wendelsee, die wie die von Rother veranstaltete verläuft. Salman geht als Pilger verkleidet in

die Burg, wird zum Tode verurteilt und zu dem von ihm selbst als Richtstätte gewählten Tammenwald geführt. Hier bläst er sein Horn, worauf seine dort versteckten Mannen zur Rettung erscheinen. Fore wird gehängt; seine schöne Schwester und Salme bringt man nach Jerusalem, wo erstere, auf die Zusicherung hin, nach Salmes Tod Salmans Frau zu werden, sich taufen läßt. Die Erzählung ist eigentlich hier zu Ende und nach der Fassung, die uns in dem Anhang zu dem deutschen Spruchgedichte, das in einer Umarbeitung eines um 1200 verfaßten mittelfränkischen Gedichtes erhalten ist, wird sie auch wirklich mit dem Berichte abgetan, daß Salme nach Jerusalem geführt und dort getötet worden sei. In unserem Spielmannsepos aber ist nach einer Änderung des Schlusses wie im Rother eine zweite Entführungsgeschichte angereicht, die vielleicht auch selbständig im Umlaufe war.

Diesmal ist es König Princian von Aders, dem es durch einen Zauberring gelingt, die schöne Salme zu entführen. Wieder wird Morolf ausgesandt, um ihren Aufenthalt auszuforschen, und er kommt, zu einem Krüppel entstellt und auf einem Esel reitend, zu einer Burg. Nun läßt der Dichter seinen Morolf,

geht auf Kundschaft aus. Nach siebenjähriger Wanderung kommt er in das Reich am Wendelsee, gelangt, als Pilger verkleidet, in die Burg und spielt mit Salme Schach, wobei er sie durch eine Nachtigallenstimme erfreut, die er aus einem Ringe ertönen läßt. Doch wird er erkannt und mit dem Tode bedroht. Er aber schläfert durch einen Zauberrunk die Wächter ein und entkommt auf das Meer. Von den Verfolgern zurückgebracht, weiß er durch Erzählung von Abenteuern die Wächter zu bewegen, seine Bande zu lösen, und schläfert sie wieder ein. Hierauf geht er als Kaufmann verkleidet in die Burg, meldet Morolfs Gefangenahme, verfenkt König und Königin in Schlaf und entflieht, nachdem er noch an den Schlafenden allerlei Schabernad verübt hat. Wieder verfolgt, taucht er in die Tiefe des Meeres, wo er, durch ein Rohr atmend, 14 Tage verbleibt; dann geht er nach Jerusalem. Auf seinen Vorschlag unternimmt Salman eine Heerfahrt nach Wendelsee, die wie die von Rother veranstaltete verläuft. Salman geht als Pilger verkleidet in



in dem er das Urbild seines Standes darstellt, alle Rollen des Spielmanns durchlaufen. Morolf erscheint, um mehrere Tage unerkannt verweilen und nach Salme auspähen zu können, bald als Pilger verkleidet, dann wieder als stolzer Spielmann, in seinem rotseidenem Rock nach höflichem Schmitt, und entlockte seiner Harfe so süße Weisen, daß die Heiden, die ihn suchten, zu tanzen beginnen, dann schlachtet er als Metzger Schafe, bietet das Fleisch dar und handelt als Hausierer mit allerlei Krämerware. So hält er alle zum besten und erfährt, was er wünscht. Über all das berichtet er nach seiner Rückkehr seinem Bruder und zieht, da dieser keine Lust mehr dazu verspürt, auf eigene Faust mit bewaffneter Macht zur Wiedererwerbung Salmes aus. Er bewährt sich jetzt auch als Kriegsheld und tötet Princian und viele Heiden. Hierauf bringt er die Treulose nach Jerusalem zurück und tötet sie durch einen Überlaß im Bade.

Neben den Legenden bemächtigten sich die Spielleute noch eines anderen Stoffes, der bis in das zwölfte Jahrhundert seine literarische Behandlung ausschließlich bei den Geistlichen gefunden hatte. Es ist dies die Tierjage. Über ihre Entstehung und poetische Gestaltung in lateinischer Sprache, die sie zuerst in dem französisch-deutschen Grenzgebiete fand, wurde schon früher berichtet. Von diesen Tierdichtungen schöpfte das in Gent entstandene Epos *Mengrinus* seinen Inhalt nicht mehr aus den antiken Tierfabeln allein, sondern auch aus neu erfundenen Tiergeschichten, die also damals in Deutschland schon bekannt und verbreitet waren. Auch in Nordfrankreich fand zu derselben Zeit die ihrem Ursprunge nach deutsche Tierjage großen Beifall und in den Jongleurs (Spielleuten) ihre ersten Bearbeiter in volkstümlicher Sprache. Nach dem Muster äsopischer Fabeln und auf Grund volkstümlicher Überlieferung dichteten sie Tierschwänke, die sogenannten „branches“ (= Abenteuer), von denen später 27 zu einem Zyklus vereint wurden und in dem Roman *de Renart* vorliegen. Auf der Grundlage solcher ähnlicher älterer branches, die aber nicht schriftlich überliefert sind und den Stoff wahrscheinlich in kürzerer Fassung boten, verfaßte Heinrich der Glichefaere (Glichezäre, d. h. Gleißner, der sich Verbergende), ein gebildeter Fährer, um 1180 in Elsaß, also wieder an der deutsch-französischen Grenze, das erste deutsche Tierepos, den *Reinhart Fuchs*, ursprünglich *Isengrines nôt* benannt. Leider wurde die Pergamenthandschrift, die seinen Inhalt vermittelte, im sechzehnten Jahrhundert, vielleicht von einem heßischen Rittmeister, zerschnitten und zu Einbänden verwendet, so daß uns von der älteren Fassung der Dichtung nur Bruchstücke, beiläufig 700 Verse, erhalten sind. Im dreizehnten Jahrhundert wurde Heinrichs Epos von einem Unbekannten, der der niederen Klasse der Fährer angehörte, in die jüngeren Sprachformen umgegossen und zugleich eine Glättung der Reime und Verse vorgenommen. Manche französische und flandrische Ausdrücke wurden entfernt, der Inhalt aber von der Neubearbeitung unberührt gelassen, und so ersetzt uns diese fast vollständig überlieferte jüngere Umdichtung das Spielmannsgedicht Heinrichs. Sein Verdienst ist es vor allem, die einzelnen Abenteuer zu einer einheitlichen Dichtung angeordnet zu haben, worin ihm die französische Darstellung nur dort vorgearbeitet hatte, wo Renart es mit den kleinen Tieren zu tun hat. Im übrigen schloß sich der deutsche Dichter an, behielt selbst Tiernamen in französischer Form bei, wie z. B. Schantkler (Singe hell), Pinte (= picta, die Bunte), Herfant, und nahm auch sonst Wörter aus seiner Vorlage herüber. Umgekehrt wieder haben auch die Franzosen der deutschen Tierjage Namen entnommen, und insbesondere wurde der für den Fuchs (Reinhart = franz. Renart) Tierjage Namen entnommen, und insbesondere wurde der für den Fuchs (Reinhart = franz. Renart) in Frankreich so populär, daß er die altfranzösische Bezeichnung dieses Tieres (*goupil*) ganz verdrängte und zum Gattungsnamen geworden ist. Die Darstellung Heinrichs des Glichefaere ist einfach, zuweilen trocken und nur selten finden sich satirisch-didaktische Bemerkungen, aber gerade darum treten die Tiere mit den ihnen eigentümlichen und den in sie hineingetragenen menschlichen Eigenschaften so scharf und fest gezeichnet hervor. Dadurch wurde es auch möglich, den Humor zur Geltung zu bringen, der eben auf jene seltsame Mischung tierischen und menschlichen Wesens sich gründet.

An die Erzählung von den Kämpfen Reinharts mit kleinen Tieren (dem Hahn, dem Raben und dem Kater), in denen er trotz seiner Schlaubeit unterliegt, reiht der Dichter die Abenteuer mit dem Wolf, über dessen Stärke die Schlaubeit des Fuchses jedesmal den Sieg davon trägt; dann kommt das Hauptstück des Epos, die Schilderung von des Löwen Hoftag und wunderbarer Heilung. Der Löwe, König Brevel (= bewegen), war in einen Ameisenhaufen getreten, um auch den Ameisen seine Herrschaft aufzuzwingen. Aus Rache dafür troch ihm eine Ameise durch das Ohr in das Gehirn und verurachte ihm große Pein. Reinhart hat dies bemerkt. Da der König in den Schmerzen eine Strafe Gottes erkennt, weil er solange kein Gericht gehalten

habe, entbietet er über sechs Wochen einen Hoftag auf einer Wiese. Alle Tiere erheben nun Klage gegen den Fuchs, der nicht anwesend war und erst nach dreimaliger Aufforderung sich einfindet. Im Pilgergewand auftretend, erklärt er, in Salerno gewesen zu sein und von einem Arzte Heilmittel mitgebracht zu haben. Er gibt dem Löwen eine Latwerge ein und verordnet eine Schwitzkur. Um ihn einzupacken, müssen Mengrin und Brun ihre Häute, der Kater seine Kappe, der Hirsch einen Streifen seines Fells, der Wiber seinen Fels, der Schantkler seine Gemahlin Pinte opfern und dem Eber wird ein Stück aus der Hüfte geschnitten. Reinhart läßt nun ein warmes Bad für den König rüsten, packt ihn in die Felle und setzt ihm den Kragenhut auf. Durch die Wärme wird die Ameise aus dem Gehirn des Königs herausgelockt und kann ihr Leben von Reinhart nur durch die Abtretung von tausend Burgen erkaufen. Mit den Ehrungen, die Reinhart nunmehr am Hofe erwiesen wurden, schließen die lateinischen und französischen Bearbeitungen der Tierfage. Der deutsche Dichter will aber noch zeigen, daß ein Treulofer auch seine Treuen dem Verderben preisgibt. Reinharts Bosheit nämlich wendet sich nach der Beschimpfung seiner Feinde auch gegen seine Freunde. Auf seinen Rat befehlet der König den Elefanten mit Böhmen, das ihn bei seinem Einzuge mit Prügeln empfängt, und macht das Kamel zum Vorsteher des Klosters Erstein, dessen Nonnen es in den Rhein treiben. Schließlich vergiftet er auch den König und sucht mit Krimel (dem Dachfen) das Weite.

Während im „Reinhart Fuchs“ und in der beliebtesten Branche sich beide Motive, die Erkrankung des Löwen und dessen Hofhaltung, noch vereint finden, ist in den späteren niederländischen, platt- und hochdeutschen Bearbeitungen der Tierfage nur der Hoftag des Königs Nobel geblieben und dieser ist auch für Goethes klassische Darstellung die Grundlage geworden.

#### 4. Vagantendichtung und Anfänge der ritterlichen Lyrik.

Fahrende Kleriker (*clerici vagi*) gab es schon zur Zeit der Karolinger und seit dem elften Jahrhundert waren sie teils lehrend, teils lernend mit den dichtenden Spielleuten in Fühlung getreten. Zur Zeit der Staufer aber bildeten die Vaganten einen eigenen Stand und erlangten im gesellschaftlichen Leben eine solche Bedeutung, daß eine Schilderung jenes Zeitalters eines der wesentlichsten Züge entbehrte, wenn man darin dieses lustige Völkchen und seine Lieder vermißte. Diese Entfaltung des Vagantentums hängt mit dem Aufschwunge zusammen, den das Schulwesen damals durch die Gründung der Universitäten genommen hat. Mit deren Errichtung verloren die Dom- und Klosterschulen ihren einstigen Ruhm, denn alle Wißbegierigen wanderten jetzt nach den eben gegründeten Kulturstätten, an denen gefeierte Lehrer bestimmte Wissenszweige nach neuen, den Bedürfnissen der Zeit entsprechenden, den Zeitgenossen aber noch nicht allgemein bekannten Methoden lehrten und dadurch eine neue Ära wissenschaftlicher Forschung einleiteten. So z. B. durchzog man halb Europa, um in Salerno oder Montpellier Medizin zu studieren oder in Bologna sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Weitans die größte Anziehungskraft auf die Studenten übte aber Paris aus, wo die Ausbildung der Dialektik und besonders die neue Methode in der Theologie bereits in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts einen Umschwung im Schulwesen herbeigeführt und den Grund zur Universität gelegt hatten. Durch die Sitte, die eine oder andere Hochschule oder auch mehrere zu besuchen, entwickelte sich in der Studentenwelt ein munteres Wanderleben, das um die Mitte des zwölften Jahrhunderts bereits im vollen Gange war und in das dreizehnte hinein sich fortsetzte. Kaiserliche und landesherrliche Privilegien, für die das von Kaiser Friedrich I. auf dem Reichstag zu Roncalia (1158) erteilte als Muster diente, schützten alle, die ihrer wissenschaftlichen Ausbildung halber sich an eine Studienanstalt begaben, sowohl auf der Reise als während des Aufenthaltes in der Universitätsstadt. Verbindungen nach Landsmannschaften, die unter den Studenten sich bald gebildet hatten, erleichterten die Sorgen um Unterkunft und Verpflegung.

Die Mehrzahl dieser Scholaren widmete sich der Theologie, in der sicheren Erwartung, im kirchlichen Dienste eine Anstellung zu erhalten. Sie trugen eine Art geistlicher Kleidung und wurden deshalb „Kleriker“ genannt. Bald jedoch scheint diese Bezeichnung auf die Studenten im allgemeinen angewendet worden zu sein. Verhältnismäßig wenig fahrende Kleriker aber fanden nach Vollendung ihrer Studien wirklich Aufnahme in den geistlichen Stand. Viele wählten, da die Kirche ihrer nicht bedurfte, einen anderen Beruf und traten als Schreiber oder Vorleser in den Dienst vornehmer Herren oder griffen nach dem Schwerte. Die große Masse aber konnte sich, da sie noch